

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337461](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337461)

Badische Helden im Weltkrieg.*)

Vizefeldwebel Friedrich Gaberdiel von Wiesloch, Leib-Gren.-Regt. Nr. 109. Am 9. Mai 1915 hat er auf der Giesler Höhe mit 8 rasch zusammengefaßten Gruppen einen Angriff der Franzosen abgesehen und damit ihr Vorgehen erfolgreich zum Stehen gebracht. Am 25. Mai 1915 übernahm er den Ruf des Leutnants Feldner, der nur noch aus 1 Gefr. und 14 Mann bestand und hielt 2 Tage lang die Stellung westlich der Schlammulde gegen 2 heftige, mit überwältigender Mehrheit erfolgende Angriffe der Franzosen. Am 4. März 1917 ist er mit seinem M.-G.-Zuge hinter der ersten Welle mit großem Schneid vorgestürzt.

Unteroff. d. R. Peter Vogler von Weinheim, 8. Bad. Inf.-Regt. Nr. 111. Er drang mit seinen Leuten in die feindl. Sappe ein, brach austretenden Widerstand und machte Gefangene. Die größte Zahl der Gefangenen (2 Offiziere 28 Mann Gesamtzahl) wurde aus der feindl. Sappe herausgeholt, was dem umsichtigen und geistesgegenwärtigen Verhalten des Unteroffiziers Vogler mit zuzuschreiben ist.

Musketier Hermann Meber von Freiburg, Inf.-Regt. 112 hat sich während des Unternehmens „344“ (17. 3. 18) sehr tapfer und umsichtig benommen. Er übersprang als erster seines Trupps das starke Drahthindernis, ging allein in dem abzuriegelnden Graben vor, suchte trotz feindl. M.-G.-Feuers die günstigste Stelle für sein I. M.-G. aus und holte dann die übrige Bedienung heran. Die Bedienung riegelte hierauf den Graben ab, sodaß die Stoßtrupp ungehindert arbeiten konnten.

Unteroff. Johann Jauch von Leutkirch, Inf.-Regt. Nr. 113. Bei dem Unternehmen „Bündholz“ am 16. 1. 17 hatte Jauch mit 3 Mann Gefr. Schiener, Musketier Bauer und Brugger den Auftrag, eine Sappe aufzurollen. Bei dieser Gelegenheit nahm der Stoßtrupp Jauch 22 Franzosen gefangen und erbeutete ein Musketengewehr. Dieser Erfolg ist in erster Linie dem tatkräftigen Auftreten und glänzenden Draufgängertum des Führers zuzuschreiben, das die Bewunderung aller Kameraden erregte, die Gelegenheit hatten, Jauch bei dem Unternehmen „Bündholz“ zu beobachten.

Unteroff. Karl Friedrich Deufel von Gartheim, Inf.-Regt. Nr. 169. Am 28. Mai meldete er sich freiwillig mit seiner Gruppe als Spitze gegen Frouilly vorzugehen. Der Gegner hatte sich in den Häusern festgesetzt und auf dem Kirchturm ein M.-G. aufgebaut. Durch entschlossenes, frisches Vorgehen gelang es Deufel trotzdem in Frouilly einzudringen und den erbitterten Widerstand des Gegners zu brechen. Der Erfolg war ein M.-G. und 20 Gefangene.

Offizierstellvertreter Josef Wieber von Gerbolzheim, Inf.-Regt. 185. Er hat sich beim Sturm auf

die englische Stellung am 30. 11. 17 ganz besonders hervorgetan, er war einer der Ersten, der in den englischen Graben eindrang. Unermüdet fordernd er seine Leute auf, ihm zu folgen, um den Feind noch weiter zurückzudrängen. In der Flandernschlacht zeigte er ebenfalls vorbildliche Tapferkeit und schlug mit seinem Zuge wiederholt stark feindliche Angriffe ab. Am 4. 7. 17 wurde er für sein schneidendes Verhalten in der Arraschlacht das E. K. 1. Kl. verliehen.

Unteroff. Emil Ruf von Amielingen, Pionier-Batl. 14. Bei Verdun machte er ein erfolgreiches Patrouillen-Unternehmen mit seinem Sprengtrupp mit. Noch aber waren einige sehr lästige Unterstände vor der Front. Ruf kam trotz feindl. M.-G.-Feuers kriechend und springend, begleitet von einigen Pionieren, von Trichter zu Trichter, glücklich an diese heran. Nach kurzem, hartnäckigem Handgemenge wurde die Befestigung erledigt, Unterstände mit Sprengladungen zerstört und die Sprengpatrouille wieder zurückgenommen. Cambrai folgte der Zug, dem R. angehörte, die hinter der stürmenden Infanterie, um Hindernis aus dem Wege zu räumen und andere technische Arbeiten auszuführen. Ruf aber begnügte sich nicht damit, sondern stieß noch über die Infanterie hinaus vor und brachte eine für die Kompagnie sehr wichtige Schilderung über den Zustand des Vorgebietes zurück. Auch hier ließ er sich weder durch M.-G.-Feuer, noch durch gezieltes Schießen englischer Scharfschützen zurückhalten.

Vizefeldwebel Georg Peter Bühler von Sederheim, Maschierbatl. Nr. 1. Bei der Besetzung Estlands war Bühler Führer einer 14 Mann starken Patrouille, mit der er einen feindlichen Transportszug anhielt. Lediglich durch sein energisches und unerschrockenes Auftreten zwang er die Insassen, sich zu ergeben. Die Waffen wurden ihnen zerhackt. Die Deute war groß. 365 Mann dabei 5 Offiziere, 2 schwere Geschütze, 2 M.-G. und 360 Gewehre. Wohlbehalten brachte er die Gefangenen zur Truppe.

Unteroff. Wilhelm Wohlwend von Teutschneureut, Res.-Feldart.-Regt. 29 fuhr bei Lützelhausen zur Unterstützung des Angriffs des Res.-Inf.-Regt. 109 vorgeschickt, mit seinem Geschütze vor die vorderste Schützenglinie bis nahe an die feindliche Stellung und verhinderte durch sein überraschendes Feuer das Eingreifen franz. Unterstützungsgruppen, sodaß der Gegner seine Stellung aufgab und zurückgehen mußte. Bei der Dezember-Offensive der Franzosen schlug ein Volltreffer in einen vollbesetzten Unterstand und verschüttete 4 schwer verletzte Kanoniere. Trotz heftigen Granatfeuergrub Wohlwend unter Lebensgefahr mit 2 Kameraden die Verschütteten aus und nahm außerdem die durch einen Schuß in Brand geratenen Munitionskörbe heraus, sie soweit fortwerfend, daß sie unschädlich wurden.

*) Für die Einfindung weiterer kurzer Beiträge vonseiten der Herrn Vereinsvorstände ist der Schriftleiter sehr verbunden.

Das Geleit.

Erzählung von Colin Roth.

Mit Anbruch der Dunkelheit flaute das Schießen ab. Nur ab und zu bellte ein Schuß, wenn ein Posten etwas Verdächtiges bemerkte, oder ratterte ein Maschinengewehr an den Ausgängen des von Regimentsgruppen besetzten Stadtkerns.

An allen Straßen standen feindliche Posten, auf deren Stahlhelmen das Licht der Gaslaternen matt blinkte. Dahinter gähnten schwarz und leer die menschenleeren Straßen.

Die Säuberung und Waffensuche in dem besetzten Stadtteil hatte begonnen. Niemand durfte heraus, niemand herein.

Mit den Posten unterhandeln einige verärgerte Zivilisten, die trotz des Verbotes zu assistieren hoffen. Ausweispapiere werden geprüft. Abweisendes Kopfschütteln.

„Aber ich muß doch durch.“

„Tut mir leid, strengstes Verbot.“

Meta Berger ist bisher bei allen Posten durchgekommen; sie hat keinen Ausweis bei sich, aber ihre flehenden Augen halfen ihr überall durch.

Was macht Hänschen? Sie wollte heute morgen ja nicht fortgehen, aber sie muß ins Geschäft; wovon sollen sie und das Kind denn leben? Und kaum saß sie im Kontor, da ging die Schießerei an.

Die einsamen Straßen wirken in der ungewohnten Leere fremd und gespenstisch. Im eiligen Lauf gleitet sie fast aus. Eine dunkle Lache: Blut.

Eine letzte Postensperre.

Duer über die Straße ist Stacheldraht gezogen.

Ueber den Platz hinüber, an der nächsten Ecke wohnt sie. Aber der Posten ist unbittlich.

Strengster Befehl, nach sieben abends darf niemand mehr durch.

Sie fleht u. bittet. Der Wachkommandant wird gerufen, ein junger Leutnant, bleich u. hohläugig. Acht Tage währt bereits der Straßenkampf.

„Aber Herr Leutnant, ich muß doch durch; mein Kind ist allein zu Hause.“

„Ich darf nicht. Niemand darf passieren.“

„Aber ich muß. Soll mein Kind sterben?“

Das Maschinengewehr jenseits des Platzes rasselt plötzlich los. Die Frau hat mit beiden Händen den Arm des Offiziers umklammert.

„Lassen Sie mich.“

„Ich handle gegen meinen Befehl, aber kommen Sie.“ Seine Stimme ist heiser.

Sie gehen über den Platz. Glascherben knirschen unter ihren Füßen. Die zerstückelten Leitungsdrähte der Straßenbahn hängen wie abgeschossene Schlangen von den



Trübsalstraße zu Säckingen am Rhein.

Maßen schlaff herab. Mit blauer singender Flamme brennt das Gas aus einem dreiar-migen Kandelaber, den ein Granatsplitter aufgerissen.

„Hier wohn' ich gleich, Herr Leutnant. Sie müssen mir doch glauben.“

„Vor ein paar Tagen kam eine Frau mit dem gleichen Anliegen. Wir erwischten sie später; sie hatte Zeichnungen unserer Geschützausstellung bei sich.“

Als das Dreijährige der Mutter weinend entgegenlief und die Nennchen um ihren Hals legte, wandte sich der Offizier zum Gehen. Etwas in ihm schluchzte auf. Durch die zersplitterten Scheiben fiel sein Blick auf das gegenüberliegende Haus. Eine schwere Mine hatte es vom Dach bis zum Keller zerstört.

Die Blicke der beiden trafen sich. Die Frau raffte ihr Kind auf und wollte zur Tür hinaus. Er führte sie sanft zurück.

„Bleiben Sie, es ist keine Gefahr mehr. Wir rücken noch heute nacht weiter vor.“ Und mit einem Blick auf das zerbrochene Büffet: „Ich werde Ihnen was aus der Feldküche zu essen schicken; der Mob hat heute vormittag ja alles geplündert.“

Die junge Frau streichelte zaghaft seinen Arm. „Sie sind so gut.“

„Nein lassen Sie, Sie sind es, die mir wohl tut. Glauben Sie, dieser Augenblick entschädigt für vieles. Ich bin noch nicht nach Hause gekommen. Vom Felde gleich in

ein Freikorps eingetreten und jetzt in der Reichswehr. Es ist härter als im Krieg viel härter. Von Stadt zu Stadt zu ziehen immer als der Büttel, der mit Gewalt Ordnung macht. Auf Volksgenossen schießen müssen. Aber selbst die, für die man das alles auf sich genommen, sehen einen mißgünstig an. Gewiß, all die Hausdurchsuchungen und Absperrungen sind ja sehr unangenehm und es ist manches rüddige Schaf in unseren Reihen. Wie sollte es anders sein bei der Schnelligkeit, mit der wir aufgestellt werden mußten. Allein, für uns ist es doch noch viel ärger, Tag für Tag in fremde Leute Kisten und Kisten nach Waffen wühlen zu müssen und immer das Glend und die Not des Bürgerkrieges vor Augen zu haben.

Seine Schritte hallten über den einsamen Platz, als er zu seiner Wache zurückging. Die Frau sah ihm durch die zerbrochene Scheiben nach. Dann brachte sie den Jungen zu Bett.

„Sei ruhig, Hänschen, weine nicht mehr gleich kommt ein gutes Süppchen und dann schlaf, schlaf.“

Und mehr um das eigene wildklopfende Herz zu beruhigen, wiederholte sie immerfort: „Alles ist ja gut, garnichts kann mehr passieren, die Reichswehr ist ja da.“

Plötzlich knatterten Schüsse los, gleich auf flatternden Vögeln. Mitten auf dem Platz brach der Offizier zusammen. Eines der Häuser war noch besetzt gewesen.

Unter fremder Flagge.

Skizze von Georg Persich. Aus „Die See.“

„Was Neues, Karl?“

„Nichts.“

Kapitän Lebens setzte sich auf seinen Stammpfand am Fenster. Auf dem Tisch stand die schwere eiserne Schnupstabsdose, die jetzt aber immer leer war. Auch der Schnupstabs war ja so teuer geworden, daß ein Wirt seine Gäste damit nicht mehr freihalten konnte. Und neben der Dose stand die Sammelbüchse für Rettung Schiffbrüchiger.

Das war ja nun alles nichts Besonderes, aber die ausgestopften Seetiere, die unter der braunen Balkendecke des Schankzimmers hingen, und der kunstvoll geschnitzte Drei-

master mit prallen Segeln, das waren schon Sehenswürdigkeiten.

Aber es kamen nur noch selten Gäste, denen sich Karl Eggers, der Wirt, über seine Karitätensammlung unterhalten konnte. Der Hafenkneipe hatte von jeher seemännische Rundschaft gehabt, und wo war die geblieben? Erst draußen im Kriege und dann, als die Schiffe weggenommen wurden, auseinander gelassen in alle vier Winde. Was sollten auch Seeleute noch am Hafen, wenn keine Schiffe mehr darin waren, für die sie angemustert werden konnten? Bloß ein kleiner Teil hatte da andere Arbeit gefunden oder

partete noch darauf, daß er welche finden würde.

Und davon ließ sich hin und wieder der eine der andere blicken. Am häufigsten kam Zebens. Er und der Wirt waren ja auch alte Jugendfreunde. Manch lustigen Streich hatten sie zusammen ausgeheckt. Jetzt waren e ernste Männer. Wie ernste!

Zebens konnte stundenlang dastehen und auf das Wasser hinausarren. Er sprach in einer Verjunkenheit und wohl manchmal vor sich hin. Karl Eggers war schon recht in Sorge um den einbden Freund geworden, der es gar nicht verwinden konnte, daß es rauhen so anders geworden war und und so still und tot im Hafen, und daß er auf dem Bande festlag, der immer an die See dachte und n die Fabriren, die r gemacht hatte und och machen wollte. Aber es waren ja tele, die nicht darüber hinweg konnten. „Kommt nichts auf eute?“

„Richtig, ja doch,“ sagte der Wirt. „Eier ist gemeldet — n Dampfer vom Kanal.“

„Was will der enn —? Was bringen?“

„Am Ende noch was holen!“

„Auch möglich! 's ist alles möglich! Mancht immer noch wie im Traum, Karl! Es will einem immer noch nicht rein in den Schädel!“

„Du mußt nicht fortwährend daran denken!“ sagte Karl Eggers. „Den guten Rat ab er fast jedesmal; welchen hätte er auch onst noch geben können? „Hier, wenn du es sehen willst? Die neueste Zeitung!“

Zebens nahm das Blatt.

Aber da jacherte Karl Eggers sein Jüngster herein, und der Blondkopf war des Kapitäns erklärter Liebling.

„Onkel Zebens!“ rief er und eilte mit ausgestreckten Armen auf diesen zu.

Der hob den Vierjährigen auf seinen Schoß. „Hast mich wohl schon wieder reden hören, he?“

„Schiff machen, Onkel!“

„Für weiteres hat der Junge keinen Sinn,“ sagte der Vater. „Aber alle die Schiffe, die ich ihm mache, gefallen ihm lange nicht so wie deine. Er muß doch schon merken, daß du vom Fach bist. Und immer will er ans Wasser, um seine Schiffe fahren zu lassen.“

„Ist die geborene Wasserratte!“ meinte der Kapitän. „Er sollte ja auch mal ein Seemann werden und auf meinem Schiff fahren. Damit ist's nun aus. Laß den Jungen Schneider werden! Wir brauchen keine Seeseute mehr.“

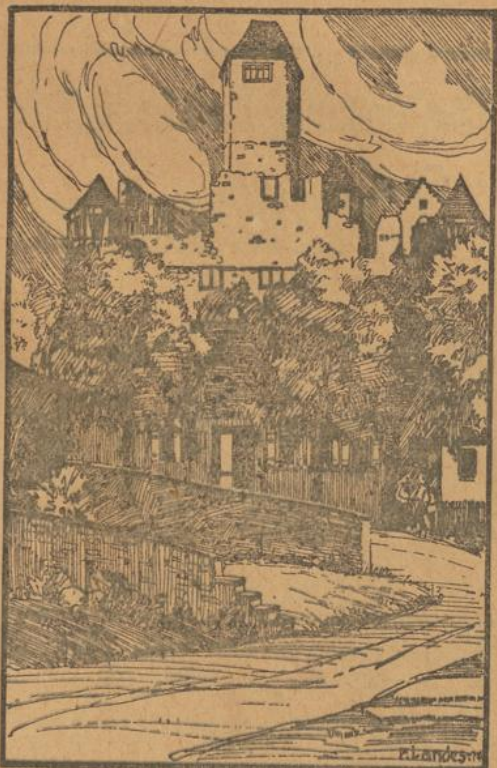
„Das wird sich finden, bis der Junge soweit ist.“

„Glaubst du noch?“

„Ich nicht mehr. Ich kenne die besser, die uns von der See verjagt haben.“

„Schiff machen, Onkel!“ bettelte der Kleine wieder.

„Da oben hast du ja eins!“ sagte Zebens und wies auf den Dreimaster unter der Decke. „Aber der schwebt auch schon in der Luft. Na, dann eins aus Papier! Das ist uns gnädigst erlaubt!“ Er faltete ein Zeitungsblatt zusammen. „Und dafür brauchst



Burg Hornberg am Neckar
(S. d. v. Verlichingens Burg).

du kein großes Wasser; eine Schüssel genügt."

"Er wird immer verbitterter," dachte Eggers. Der Freund tat ihm leid.

Ein dumpfer, dröhnender Ton kam vom Hafen her.

Die Männer horchten auf.

"Da ist er schon!" sagte der Wirt. "Es muß ein ziemlicher Kasten sein. Wäre die Luft nicht so diesig, müßten wir ihn schon gesehen haben."

"Gib doch mal dein Glas her!"

Eggers holte sein Fernglas.

Der Kapitän war aufgestanden und blickte hindurch. "Ja, ein ziemlicher Kasten! Schätze sieben bis achtausend Tonnen. Aber zum Donner —!" Seine Finger umtrampften das Glas. Das ist doch —!

"Was denn?" "Kannst du den Namen lesen Karl?" Er zitterte vor Aufregung, als er dem Freunde das Glas reichte.

"Ein englischer Name — City of —"

Da riß ihm Lebens das Fernglas schon aus der Hand, um selbst wieder hindurchzusehen.

"Der Name ist neu! Das Schiff — Karl, das ist mein Schiff!"

"Unsinn!"

"Ich werde doch mein Schiff kennen! Umgetauft haben sie's, die Räuber!" Die Stimme erstickte ihn.

"Dein Schiff, Dunkel?" fragte das Kind und kletterte auf einen Stuhl.

"Es wird doch ein anderes sein!" meinte der Wirt. "Du täuschst dich!"

Aber Lebens, der keinen Blick von dem Schiff verwandte, das in langsamer Fahrt in den Hafen steuerte, schüttelte schwer den Kopf.

"Ein neuer Name, eine neue Flagge, und doch mein Schiff!"

"Wo ist dein Schiff, Dunkel?"

Der Kapitän nahm den Jungen auf den Arm.

"Da! Und er zeigte auf das Wasser. "Siehst du es fahren? Was hat es mir für genommen, gestohlen. Aber du wirst es wiederholen, wenn du einmal groß un stark bist. Be gib das nicht mein Jung Du mußt es wiederholen Sieh nur ordentlich hin Du darfst das nicht vergessen Nie! Und die Flagge ist falsch. Du kennst ja meine unjere! Du mußt dahin!"

Das Kind blickte mit großen, hellen Augen auf das Schiff.

Ein langgezogener Ton der Dampfpeise.

"Es schickt uns seinen Gruß!" Und der Kapitän hob die eine Hand wie zum Gegenruß, und das Kind tat es ihm nach. Zwei Schwurhände schienen sich emporzureden.

Durch die diesige Luft flimmerte Licht ein Sonnenstrahl!



Das soziale Liebeswerk der deutschen Kriegervereine.

Das Bärbele vorm Landgericht.

Eine lustige Gerichtsverhandlung, erzählt von Karl Kede.

Das Bärbele vom Dreirebenwirt in Oberingelsteine war vors Landgericht geladen worden, dort ein Zeugnis in einer Rauffache abzulegen, die zwischen zween Buben stattgefunden hatte und übel abgelaufen war.

„O mei!“ Kaum siebzehn Jahre wars Bärbele alt; eben erst zur Firmelung gewesen und nun schon gar ins Landgericht nein!

„O mei!“ Und einen Eidswur ablegen dazu. „O mei! O mei!“ Aber das Bärbele hätt nicht des Dreirebenwirtes eheleib-

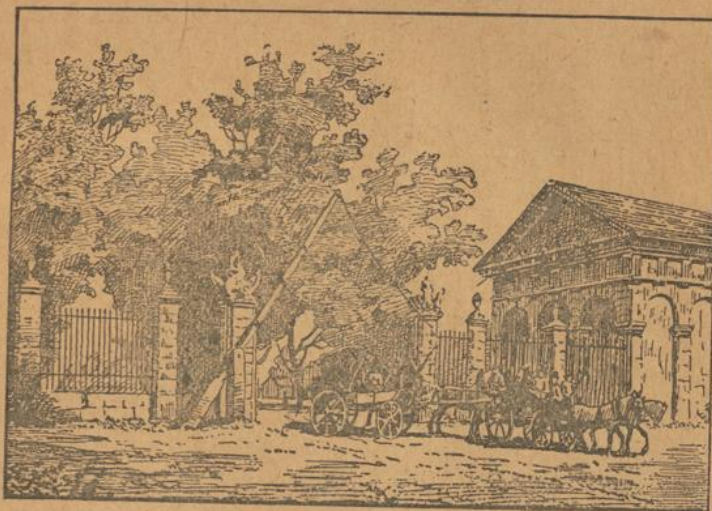
iche Tochter und das schmuckste Jungfräulein in ganz Oberingelsteine sein müssen, denn es sich hätte fürchten sollen. Nur „scharnieren tats ihr org“, daß grad hretwegen die Raufferei unter en Buben tattgefunden hatte. Brad ihret-

gegen! „O mei!“ In die Erd reinkriechen wücht ma deretwegen! „O mei!“ — In die Erd inein troch das Bärbele indessen nicht. Im Gegenteil! Es machte sich noch weit schmucker, als es ohnehin schon war. So schmuck machte es sich, daß ein „Ah“ des Wohlgefallens, des Entzüdens, selbst den gestrengen Herren Richtern, dem Herrn Staatsanwalt und den anwesenden Herren Rechtsanwältin entschlüpfte, als es, ganz personifizierte Goldseligkeit, ganz verkörperte Anmut und Lieblichkeit, den Gerichtssaal betrat. Machten noch selbst der Müllernaz und der Eberhofpastel, die als arme Sünder auf der Anlagbank saßen, bei dem Auftreten des schmucken Dirnles vergnügte Gesichter. Und das Bärbele fürchtete sich auch jetzt noch

ganz und gar nicht, als es kreuzmutterseelenallein vor den Landgerichtstisch hintrat und aller Augen auf es gerichtet waren. Es schaute nur ein bissel „scharniert“ zur Erde nieder. Indessen, man sah es den lieblich gerundeten, rosigen Wangen an, daß ein Lächeln um den blühenden Mund spielte. Man sah auch der ganzen lieblichen Erscheinung des Bärbele, seinen anmutigen Bewegungen, seiner frischen Haltung an, daß es sich wohl ein bißchen jungferlich zierte,

im übrigen aber die ganze Zeugengeschichte vor dem hohen Landgericht mehr als „ein Gespaß“ betrachtete, denn als ernste Sache. Und nun fragte der Herr Vorsitzende des Landgerichtshofes, beziehungsweise der

„hohen Strafkammer des Landgerichts“, wie die amtliche Bezeichnung lautet, in jenem Würdeton, den diese Herren gerne anzuschlagen pflegen, wenn sie, angetan mit Amtskrobe und Sammetbarrett, auf dem Richterstuhl sitzen: „Sie sind die Tochter des Dreirebenwirts in Oberingelsteine! Wollen Sie uns mal Ihren vollen Namen sagen?“ „O mei!“ Das Bärbele, das bis dahin sittig zu Boden geschaut hatte, blickte auf, und es strahlte dem Richterkollegium die ganze Lichtfülle eines lenzesfrohen, reinen Jungferngemüts entgegen. Ihren lachenden Lippen aber entquollen die Worte: „O mei! Fraget Sie komisch, Herr Rat! Alle Täg san Sie in Oberingelsteine beim Vater in den drei Reben und trinket Ihre Schöpple



Das ehemalige Mülhburgertor in Karlsruhe zur Zeit des Großherzogs Karl Friedrich.

Wein zum Abend! Und wann's eine Leer ist, nachher da heißt's alleweil: „Se, Bärbele, schenk an frischen ein, bist an liebe, kleine Maus, bist D'! Und heute kennst mich der Herr Rat nimmer?! Gehen S' weg! Sie san mir en guter Gerichtsrat! I bin 's Bärbele vom Dreirebenwirt, Sophia Barbara Allers aus Oberingelsteine! Nun wißt's!“ Daß bei diesen, frisch und neckisch wie Champagnerperlen hervorgesprudelten Worten weder der Herr Staatsanwalt, noch die Herren Rechtsanwälte, geschweige das hohe Richterkollegium mitsamt seinem Herrn Vorsitzenden den notwendigen Amtsernst zu bewahren vermochten, das brauche ich nicht besonders zu erwähnen. Der Herr Vorsitzende der „Hohen Kammer“ winkte dann auch lächelnd zum Bärbele hin: „Schon gut, Bärbele; ich kenn dich. Und die andern Herren des Gerichtshofes auch am End'. Aber wir müssen dich dennoch fragen . . .“ „D mei! Wann S' schon wißt . . .“ „Das Gesetz schreibt es so vor, Bärbele . . .“ „D mei! Ist das aber an dummes Gesetz, Herr Rat! D mei!“ Das Bärbele wiegte sich mit entzückender Anmut in den Hüften und strahlte ihr köstliches Lachen auf die Richter hin. „So an dummes Gesetz müßet S' abschaffen . . .“ Jetzt mußten der Herr Vorsitzende der Strafkammer, seine vier Beisitzer, der härbissige Herr Staatsanwalt und die Beistände der beiden Angeklagten laut auflachen. Es steckt eben an, wenn so eine verkörperte Goldseligkeit, wie 's Bärbele Allers, einen anlacht. Der Herr Vorsitzende stimmte sogar für einen Augenblick in den spaßigen Ton des schmucken Dirnles ein und meinte: „Mag sein Bärbele, daß sell Gesetz nix taugt. Aber wir haben's nit gemacht, daher können wir's auch nit abschaffen. Wir . . .“ Doch das Bärbele ließ den Herrn Rat gar nicht erst austreden. „D mei!“ rief's. „Wo san denn nachher diese dummen Gesetze gemacht, Herr Gerichtsrat?“ Und dabei blickte dem Herrn Rat aus dem blütenzarten rostigen Gesichtchen ein so süßer Schall entgegen, daß er dem Bärbele anstatt eines ernsten Verweises eine zweite Antwort in derselben Tonart geben mußte. „In Berlin, Bärbele! Im Reichstag haben die Herren Abgeordneten dieses Gesetz beraten und beschlossen und . . .“ Weiter kam er indessen nicht. Das Bärbele kam ihm wieder mit dem Schalkszünglein

in die Quere. „D mei!“ lachte es, „müßet das aber dalkete Mannerl sein da in Berlin, wann 's solche Gesetze machet! In Oberingelsteine san mir nit so dalket! Gelle, Herr Rat?“ Nun hielt es der Herr Vorsitzende der Strafkammer allerdings für angezeigt, sich auf die Zunge zu beißen, um ein ernstes Gesicht machen und einen ernsten Ton anschlagen zu können. Das gelang ihm dann auch: „Hör mal, Dirnle,“ erklärte er dem lauschenden Bärbele, „zum plauschen haben wir hier keine Zeit. Wir haben eine ernste Sache zu verhandeln. Gib drum kurze Antwort auf das, was Du gefragt wirst. Du heißt also Sophia Barbara Allers!“ „Sell ist gewiß, Herr Rat!“ Jetzt schaute das Bärbele den Herrn Vorsitzenden gar verwundert an, als ob es den noch nie gesehen hätte. „Und katholisch bist Du?“ „Ich mein halt so!“ „Wie alt?“ „Da wollet Sie auch wissen? D mei, o mei! Noch nit vier Wochen ist's her, da hat mich der Herr Gerichtsrat selbst a wundersüßig Rußtorten mit 17 Lichterle drumrum g'schenkt, weil ich grad 17 Jahr alt worden war. Und nun fraget Sie, wie alt ich bin? D mei, o mei! San Sie ein gepaffiger Herr. Na, wann S' das verassen haben will ich's Ihne sagen! 17 Jahre bin ich alt.“ Der Herr Gerichtsvorsitzende, sein Beisitzer, der Staatsanwalt, die Rechtsanwälte hatten abermals große Mühe, ernst zu bleiben. Aber sie konnten dem hübschen Bärbele darum nicht gram sein. Im Gegenteil, das schmucke Mädel war ihnen allen ein lieber, freundlicher Sonnenstrahl in das Duster der Rechtspflege hinein.

Der Herr Vorsitzende rügte dann auch den Ton des Bärbele nicht mehr. Er zwang sich selbst nur zum Ernst und fragte weiter: „Bist Du mit den Angeklagten dort verwandt oder verschwägert?“ Jetzt kriegte das Bärbele ordentlich einen Schreck. Sie preßte die kleinen, arbeitsfesten Hände in die zarte Wölbung ihrer jungfräulichen Brust und rief: „D mei! Herr Gerichtsrat wisset doch, daß ich 'n Dreirebenwirt Allers in Oberingelsteine sein einzigst Kindelein. Wie kann ich da verschwägert mit dene Buben dort sein. Und sonst verwandt? Daß ich nicht wißte!“ „Also, nicht verwandt und nicht verschwägert! Und nun höre mal zu, Mädel! Du sollst in der Strafsache gegen die beiden Burischen dort wegen der Messerstiche

rei in Oberingelstein Zeugnis ablegen. Da hast Du die reine Wahrheit zu sagen, niemand zu lieb, niemand zu leid. Darfst nichts verschweigen, darfst aber auch nichts hinzutun. Und solltest Du etwas auszusagen müssen, mit dem Du Dich selbst einer strafbaren Handlung bezichtigen würdest, dann darfst Du Deine Aussage verweigern. Was immer Du aber hier auszusagen wirst, das wirst Du hinterher beschwören müssen; also den lieben Gott zum Zeugen anzurufen haben, daß Du die reine Wahrheit gesagt, nichts verschwiegen und nichts hinzugefügt hast. Vergiß das nicht bei Deiner Aussage. Dem Falscheid folgen schwere irdische Strafen und die ewige Verdammnis.“ Voller Verwunderung hatte das Bärbele dem Herrn Gerichtsvorsitzenden zugehört, und der wollte eben, in demselben Amtsstil weiterredend, fragen: „Hast Du das verstanden, Mädel?“ Da lachte das Bärbele lustig auf: „O mei! Machet der Herr Gerichtsrat an Gered! Marant Joseph! Wann man den Herrn Rat nit besser auskennen tät, man sollt gleich angst und bang werden, daß die ewige Verdammnis schon vor der Tür stünd' und aufs arme Menschenfindle lauere. Nein, Herr Gerichtsrat, Ihne kenne ich besser. Aber fraget Sie nur! Das Bärbele aus 'em Dreirebenkrug in Oberingelsteine sagt Ihne deretwegen doch allzeit die Wahrheit, auch ohne Eidschwur und ohne Verdammnis.“ Der Herr Gerichtsvorsitzende verbiß das Lächeln, das bei diesen Worten des schmucken Mädchens sein härtiges Gesicht aufzuklären drohte. Er schaute seine Beifitzer und dann den Herrn Staatsanwalt fragend an. Die nickten alle verständnisinnig. Auch die Herren Verteidiger machten ihm auf einen Frageblick eine zustimmende Verbeugung. Sie sahen ein, daß mit dem Bärbele nicht viel aufzustellen war. Der Herr Gerichtsrat wandte sich dann auch sofort an dasselbige Bärbele und sagte: „Nun, dann erzähle uns mal, wie sich die Sache zugetragen hat, Barbara!“ „Hujeh! Nun saget S' auf einmal Barbara! Und daheim im Dreirebenkrug gehts immerfort Bärbele hinten, Bärbele vorn. Aber deretwegen will ich Ihnen doch die Wahrheit sagen. Am 20. Oktober wars. Mir hatte Vollmond grad. Der Abend war hell. Wir Dirnen aus Oberingelsteine hatten uns im Eberhof zum Spinnen zusammengefunden. Die dal-

feten Buben waren auch dort.“ „Die beiden dort?“ „Ja! alle beide!“ „Waren noch mehr Burschen da?“ „Ja! Der Waldbacher = Scharichel, der Finkenhof = Kaverl, der . . .“ „War auch der Joseph Oberwinter, der Jager, dort?“ „Sell ist gewiß! Der fehlet nimmer, wann mir Dirnen zum Spinnen beisammen san.“ „Nun! Weiter Mädel! Ihr wart also beisammen.“ „Ja! Da machten die Buben ihr Gespaß mit uns. Der Oberwinter-Seppel wollt an Bussel von mir haben.“ Hier stockte das Bärbele ein wenig. „Weiter, Mädel!“ drängte der Herr Gerichtsrat. „Hast d' ihm den Willen getan?“ „A Watschen hat er kriegt!“ lachte das Bärbele und dabei schaute es aus, als obs große Lust hätte, auch dem Herrn Gerichtsrat eine solche zu verabreichen. „Weiter, weiter!“ drängte der. „Da haben die andern Buben den Oberwinter-Seppel verspottet, namentlich der Müllernaz dort und der Eberhofswastel da. Ein Wort hat 's andere geben. Und zuletzt hat der Müllernaz g'meint, der Oberwinter-Seppel sei gar noch stolz drauf, daß a Dirn ihn watschelt hätt'. Das hat mich gärgert und darum hab ich dem Müllernaz zugerufen: „An dich a Watschen zu verschwenden, wär mir meine Hand auch zu gut!“ Darauf haben alle Buben gelacht, auch der Oberwinter-Seppel. Bloß der Müllernaz nit. Der hat drein g'schaut, als ob er Spinnen schlucken sollt'. Dann ist er plötzlich weg wesen und der Eberhofswastel mit ihm. Nachher, um zehn Uhr, san mir Dirnen heimgangen. Der Oberwinter-Seppel hat mein Spinnrad getragen. Ich ging neben ihm hin nach dem Dreirebenkrug; da, als wir um das Gotteshaus biegen wollen, schreit der Oberwinter-Seppel laut auf: „Marant-Joseph! Ich bin gestochen worden!“ Und zugleich laßt er schon mein Spinnrad fallen, faßt nach seinem Rücken und sinkt in die Knie. Ich gleich spring ihm zuhülfe und richt ihn hoch. „Ists böß, Seppel?“ frag ich. „Ich mein halt nit!“ sagt er. „Kannst d' noch gehen oder soll ich Hilf holen?“ frag ich wieder. „Ich mein halt, es geht noch, wann d' mich stützt!“ sagt der Seppel drauf. „Mach nur kein Lärm nit! Weißt ja, wo's herkommt und wegen was es ist!“ Und dann san mir beid nach dem Dreirebenkrug spaziert. Dort ist der Sepp zusammenbrochen und bewusstlos worden. Aber der Bader war grad da;

der hat ihm den ersten Verband anlegt. Hernach hab ich anspannt, bin nach der Stadt kutschirt und hab den Dr. Moosbacher holt. Der is gleich mitkommen in der Nacht noch, hat den Oberwinter-Sepp untersucht und g'meint, böß sei der Stuch, aber 's Leben wird er noch nit kosten, wenn kein ander Uebel dazu käm. Das ist alles, was ich von der Sach weiß." „Und von den Messerhelben hast Du nichts gesehen? Es war doch mondbhell in der Nacht." „Ja freilich, Herr Gerichtsrat! Aber die Messerstecher hatten sich schon hinter der Kirche verbrochen, noch eh' ich nach ihnen ausschauen konnt'. Ich muß' doch vor allen Dingen dem Sepp beistehen." „Freilich, Värbele, Bist ein braves Mädcl . . ." „Ich dank schön, Herr Rat! Was ich tan hab, war Christenpflicht." „Und der Sepp? Zum Termin hat er noch nicht kommen dürfen; aber gesund geworden ist er wieder. Der dalkete Dub!" Jetzt lächelte das Värbele ihr lieblichstes Lächeln zur Erde nieder. „Mußi gehen darf er noch nit, sagt der Arzt. Aber a Watschen hat er sich schon wieder verdient." „So!" Der Herr Gerichtsrat lachte und schaute die anderen Herren fragend an. Die lachten mit und nickten ihm zustimmend Antwort; auch der Herr Staatsanwalt und die Verteidiger. „Setz Dich, Värbele!" sagte

er nun, „einen Eid brauchen wir Dir nicht abzunehmen. Du hast uns ohnehin die Wahrheit gesagt." „Sell wollt ich meinen, Herr Rat! Doretwegen hätte der Rat nit lang herreden brauchen von ewiger Verdammnis gar. Beim Värbele aus 'm Dreirebenkrug in Oberingelsteine gibts Lug nit." „Ja, ja, Värbele! Setz Dich nur!" Das tat das Värbele denn auch.

Der Müllernaz und der Eberhofswastel wurden freigesprochen, da auch der Oberwinter-Seppel keinen von beiden gesehen, beziehungsweise erkannt hatte, und bei seiner Vernehmung daheim ausdrücklich erklärt hatte, daß er eher einem Wilberer die Tat zutraue, als den beiden Angeklagten. Als der Urteilspruch verkündet war, lachte das Värbele übers ganze süße Gesichtchen: „Das gefällt mir, Herr Gerichtsrat! Und wann die Herren nächstens wieder in den Dreirebenkrug nach Oberingelsteine zum Abendschoppen spazieren kommen, nachher da sollen Sie auch an Schoppen vom Vater sei'n allerältesten zur Belohnung haben. Größ Gott!" Damit knirzte das Värbele davon und die Herren Richter, der Herr Staatsanwalt, die Herren Rechtsanwälte schauten dem Dirnle nach, als ob ein holdes Englein ihren Blicken entschwände. Ob sie am selbigen Abend noch nach Oberingelsteine spaziert sind?

oo

Der Befreier.

Eine nachdenkliche Geschichte von Artur Zger.

„Der kann ja zuerst grüßen!" sagte sich jeder von beiden.

„Ich verdiene; er nicht!" dachte der Schlosser . . .

„Ich wohne Vorderhaus, er Hinterhaus!" dachte der Student.

So wohnten sie monatelang im gleichen Haus, ohne einander zu grüßen.

Dies Aneinander-Vorbeigehen und gegenseitige Ueber-die-Ähsel-ansehen wäre wohl auch noch weitergegangen, wenn nicht plötzlich ein besonderes Ereignis eingetreten wäre. Der sonst so korrekte Heinz Dollfuß hatte eines Nachts, als er von einer gemüthlichen Abschiedskneipe nach Hause kam, in der unverschlossenen Zimmertür den Schlüssel außen - stecken lassen. Das war einem

nebenan hausenden Studiengenossen genügender Anlaß, aus Luz die Türe zuzuschließen und den Schlüssel zu verstecken. Verschlossene Türen pflegte aber die in solchen Dingen ebenso diskrete wie korrekte Zimmerwirtin ungeschoren zu lassen, selbst wenn darüber eine neue Dämmerung hereinbrechen sollte.

Zu Heinzens besonderem Pech war an jenem Sonntag alles ausgeflogen. Frau Lemke war auch nicht zu Haus.

Als der Herr Kandidat der Rechte, Heinz Dollfuß, gähmend die Arme reckte, mußte er nach einem lähmenden Blick auf das hohle Schlüsselloch mit Entsetzen feststellen, daß er der Freiheit beraubt war. Es nützte kein Klopfen, kein Rufen, Totenstille war in der ganzen Wohnung.

Er versuchte es mit Selbstbefreiung. Mit Pinzette, mit Draht, Schere und Messer peterte er am Schloß herum. Alles vergeblich. Es wollte nicht aufgehen.

Er kleidete sich in fliegender Eile an und öffnete das Fenster. Da kam ja der Blusenmann über den Hof gelaufen.

„Sie! Sie!“

„Was is?“

„Ich bin eingeschlossen. Können Sie mir helfen?“

Der Blusenmann stieg bedächtig die Treppe hinauf.

Heinz stand an der Tür auf Horchposten. Er hörte, wie draußen am Korridorschloß gebastelt wurde. In noch nicht fünf Minuten ging die Korridortür auf.

Dann wurde am Schloß von Heinzens Zimmertür gearbeitet. Wenige Minuten später sprang die Tür auf. Der Blusenmann stand vor dem Besreiten.

Der Studiosus machte eine korrekte Verbeugung.

„Cand. jur. Dollfuß,“ stellte er sich vor, ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit. Was bin ich Ihnen schuldig?“

„Sie sind mir nicht schuldig,“ erwiderte Koblanf, „ich verdiene jenuch, um det gratis machen zu können.“

Dollfuß hatte vor dem Mann in der Monteurjacke Respekt bekommen. Gerührt reichte er ihm die Rechte: „Wenn ich irgend etwas für Sie tun kann, Herr Koblanf, will ich mich gern revanchieren.“

„Danke, Herr Doktor,“ erwiderte der Mann in der blauen Jacke ironisch. „Mir jehts ja soweit ganz jut, aber“ — und dabei zeigte er seinen sehnigen Arm und die geballte Faust — „sollte mir mal jemand an'n Wagen fahren, denn helf ich mir selber.“

Sechs Wochen später klopfte es bescheiden an die Tür des Herrn cand. jur. Heinz Dollfuß. Auf sein lautes „Herein“ betrat ein einfach gekleidetes, abgehärmtes Weib seine Stube; Frau Koblanf, des Schlossers Ehefrau.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, Sie verstehen was von Rechtsfachen. Können Sie mir helfen, meinen Mann befreien?“ brachte die Frau zitternd hervor.

Und nun erzählte sie, wie zwei Beamte ihr den Mann abgeholt hätten, wegen des Verdachts, an einem Kravall beteiligt gewesen zu sein. Es mußte ein Irrtum vorliegen,

denn in der fraglichen Zeit hielt sich ihr Mann wegen eines Grippeanfalls im Hause auf. Den einzigen Weg, den er an dem Tage gemacht hätte, war der Gang zum Apotheker, wo er die Medizin holte. Die Frau war weinend zur Polizei gelaufen. Und da hätte man sie damit zu trösten versucht, daß sie ruhig abwarten solle. Wenn ihr Mann wirklich unschuldig sei, würde sich ja alles herausstellen.

Heinz Dollfuß hörte alles an, was die verweinte Frau erzählte. Dann setzte er sich hin und arbeitete Schriftstücke aus, eidesstattliche Versicherungen, die Frau Koblanf, zwei Hausnachbarn und der Apotheker unterschreiben mußten. Dann führte er in einer wohlbegründeten Eingabe an die Behörde aus, daß hier ein Mißgriff vorliege.

Am Nachmittag kam ihm Frau Koblanf glückstrahlend entgegen. Sie dankte ihm gerührt. Ihr Mann war wieder frei. Er ging bereits seiner Arbeit nach. Nach Feterabend bedankte sich Koblanf persönlich.

„Det hab'n Sie aber fein gemacht, Herr Doktor. Da weesz ich ja jarnich, wie ich mir erkenntlich zeijen soll,“ sagte er voll ehrlicher Bewunderung.

Seit jenem Tage ging keiner von beiden mehr achtlos am andern vorbei. Handarbeiter und Geistesarbeiter begrüßten sich aufs herzlichste, wenn sie sich trafen. Der eine wußte die Arbeit des andern zu achten und zu schätzen.

Aus der Liste.



Nr. 12763: Buzi Lembke wegen Aufforderung zur Deportation und Anreiz zu scheußlichen Grausamkeiten.

Beweis: Feldpostbrief „Klabberadatsch.“

Mullekopp's Geheimschrift.

(Humoreske von Artur Jger.)*

Es ist sozusagen ein alter Bekannter von mir, der „Rentner und Privatier Leo Mullekopp“, wie er sich noch nach dem alten Stil zu nennen beliebt. Wir trafen uns oft. Auf der Straße, in der Bahn, beim Kaufmann, bei dem wir beide „eingeschrieben“ waren. Er wohnte ja nur fünf Häuser von mir entfernt.

Als die Lebensmittelkalamität einsetzte, klagten wir uns gegenseitig unser Leid. Die ganzen Kriegsjahre bedauerte Mullekopp, daß er keine Verwandten auf dem Lande habe, denn er huldigte inbezug auf die Magenfrage dem Grundsatz: „Lieber gut, aber reichlich.“

Als ich neulich Mullekopp wieder einmal begegnete, strahlte sein Gesicht vor Freude. Erst wollte er nicht mit der Sprache heraus. Schließlich bekannte er, es „spinne sich jetzt so etwas wie eine Beziehung zum Lande an“. Man müsse ja über sowas reinen Mund halten, aber zu mir habe er Vertrauen. Ich werde nicht darüber sprechen, denn ich hätte ihm ja auch dies und das gebeichtet (der Filou!). Also gegenseitige strengste Diskretion.

Mehr war aus Mullekopp nicht herauszubekommen. Ueber die Einzelheiten des aufkeimenden ländlichen Idylls hüllte er sich in Schweigen. Erst wenn die Sache „perfekt“ sei, sollte ich Näheres erfahren.

Und gestern treffe ich meinen alten Bekannten seit acht Tagen zum ersten Male. Er ist wie umgewandelt. Verärgert und unwirsch will er mir ausweichen. Ich stelle ihn aber.

„Wie ist's mit der „Verbindung“?“ frage ich ihn ohne Umschweife. „Hat die Sache nicht geklappt? Schütten Sie mir ruhig Ihr Herz aus.“

Und Mullekopp schüttet aus.

„So ein Rindsvieh! So ein Rindsvieh!“ schimpft er.

„Wer denn?“ frage ich.

„Na, der Pinkert, dieser Stiesel. Also hören Sie und staunen Sie. Pinkert war Expedient in meinem früheren Geschäft gewesen. Der Zufall will es, daß wir uns auf der Elektrischen treffen. Er ist auf dem Lande, und noch dazu in Pommern, glücklich verheiratet und befand sich nur auf Besuch in Berlin! Na, Sie können sich denken, wie ich

mich jetzt freute, meinen lieben alten Gehilfen wiedergefunden zu haben.

„Und Sie haben sich natürlich Butter, Speck und Eier bei Ihrem „lieben Gehilfen“ bestellt,“ falle ich ein, um „zur Sache“ zu kommen.

„Gewiß hab' ich das,“ meint Mullekopp. „Aber ich hab' auch 'ne Geheimschrift mit ihm verabredet. Der von mir erfundene Zeichenschlüssel war folgender: Butter = Eisennägel, Speck = Mauersteine, Eier = Drahtstifte.“

Wenn er mir nun was zu schreiben hatte, dann konnten's doch die Schnüffler hüben und drüben lesen. Heutzutage ist man ja nicht mal sicher davor, daß die Briefe erbrochen und gelesen werden.“

„Und hat sich Pinkert schon gemeldet?“ fragte ich weiter.

Mullekopp zieht eine Postkarte aus der Tasche und reicht sie mir hin.

„Hier, lesen Sie. Was sagen Sie zu diesem Riesenrindsvieh?“

Ich fliege die Postkarte durch, deren Inhalt folgendermaßen lautet: „Sehr geehrter Herr Mullekopp! Ich kann Ihnen vorläufig mit der Lieferung keine große Hoffnungen machen. Die Eisennägel sind hier sehr knapp. Die Bäuerin, bei der ich immer noch welche auftrieb, kann mir keine ablassen, weil ihre beiden Kühe trocken stehen. Noch in dieser Woche soll die eine Kuh kalben, dann kann ich nach einigen Wochen wieder etwas Eisennägel bekommen. Die Bauern verkäufen sie auch zuviel und verkaufen dann den Käse zu hohen Preisen an die Großhamsterer. — Die Mauersteine will ich im Auge behalten, aber an Drahtstifte ist gar nicht zu denken. Die sind hier wie von der Bildfläche verschwunden. Nur für Geld und gute Worte sind sie zu haben. Die Hühner legen anscheinend keine Drahtstifte mehr. Inzwischen verbleibe ich mit besten Grüßen Ihr Fritz Pinkert.“

Mullekopp hatte allen Grund, „gekniert“ zu sein. Seine „Landverbindung“ hatte ebenso wie seine „Geheimschrift“ elendiglich Schiffbruch gelitten und daran war nur das „Rindsvieh“, der Pinkert, schuld.

* Seite 44 u. 45 mit freil. Genehmigung d. Curt Hamisch'schen Druckerei u. Verlagsanstalt, Charlottenburg.

Mein Onkel.

Humoreske von Gerhard Walter.

Der Amerikafahrer, unser Freund Erik, war nach langen Kriegsjahren wieder heimgekehrt, viel hatte er uns schon von „drüben“ erzählt, oft auch von seinem geheimnisvollen Onkel, der im „Innern irgendwo“ lebte, in Texas, Minnesota, in Kalifornien oder sonst irgendwo. Gemütlich saßen wir wieder einmal beisammen, Freund Erik hatte sich eine seiner guten, mitherübergebrachten Zigarren angezündet, meine Frau brachte sogar zum „echten Bohnenkaffee“ ein Schnäpschen, aber Erik lehnte ab: „Mein Onkel pflegte zu sagen —“

„Bravo!“ ging es jubelnd im Chor, „da ist der vorzügliche Onkel wieder! Bitte, Herr Erik, wissen Sie nicht noch ein bißchen von ihm zu erzählen?“

„Jawohl!“ sagte er ernsthaft, aber es lag doch ein eigenartiger Zug von Schalkheit um seinen Mund. „Also mein Onkel war ein großer Gegner des Alkohols, und von dem habe ich den Respekt vor Kaffeeschnäpsen geerbt; aber“ — und hier wurde sein Gesicht tief traurig, „trotz aller Enthaltensamkeit nahm er doch ein überaus trauriges Ende!“

„Ah!“ klang es in verhaltener Heiterkeit im Kreise; „bitte, erzählen Sie!“

Er blinzelte hinauf durch das dichte Laub des Lindenbaumes in den durchscheinenden Himmel und begann: „Dieser mein Onkel — er hatte noch einen ebenso unglücklichen Bruder — (bitte, stören Sie mich nicht, meine Herrschaften; die Sache ist wirklich sehr ernst!) war als Student aus irgend-einem Grunde nach Amerika ausgewandert, war da zu einem stillen, ehrbaren Lebenswandel zurückgekehrt und endlich ehrsamere und würdiger Pfarrer einer kleinen deutschen Gemeinde geworden, hatte sich, weil diese Gemeinde sich mit Ernst gegen den Alkohol bekämpfte, das Biertrinken abgewöhnt und lebte mit ihr im besten Frieden.“

Da begab es sich eines Tages nach vielen Jahren, daß ein Herr von drüben aus der alten Heimat übers große Wasser kam und zufällig an den Ort der geistlichen Wirksamkeit meines Onkels, dessen Name ihm bekannt schien. Er suchte ihn auf — und richtig; es war ein alter, lieber Studienfreund von ihm, mit dem er in Heidelberg manchen

Gumpen geschwungen und manch tollen Streich vollführt hatte. Das Wiedersehen war sehr herzlich und sehr fröhlich: bloß eines gefiel dem Freunde nicht, daß außer Limonade keinerlei Getränk zur Feier des guten Tages erscheinen wollte. So saßen sie nun nach dem sonst sehr guten Abendessen beisammen und rauchten. Es war aber im November und die Stürme brausten um das Pfarrhaus. Im Ofen knisterte das Feuer, und sie erzählten einander alte Jugendgeschichten.

„Du,“ begann endlich der Gastfreund, „es ist hier ausnehmend nett bei dir; aber — nimm mir's nicht übel, mir ist nach dem vielen Limonadenwasser ein bißchen labbrig im Magen geworden; was meinst du, wenn wir uns nach alter deutscher Sitte ein steifes Glas Grog brauten und damit auf die alte Burschenherrlichkeit anstießen?“

Mein Onkel sah ihn ob solcher Rede mit großen entsetzten Augen an. „Lieber Fritz,“ begann er, „abgesehen von der Sündhaftigkeit solchen Tuns würde ich dir doch den Willen nicht tun können, denn meine Gemeinde hängt der Temperenzbewegung an und würde mich, wenn derartiges bekannt, sofort absetzen. In solchen Sachen machen wir hier verdammt kurzen Prozeß. Rum gibt's hier nur für Kranke in der Apotheke!“

„Ach bitte, dann schick' doch hin und laß mir ein halbes Quart holen; ich versichere dich, ich fühle mich wirklich ganz elend! Du kannst ja zusehen, wenn ich trinke!“

Mein Onkel kratzte sich hinter dem Ohr. „Ja, Fritz, aber zum Grog gehört, soviel ich mich entsinne, heißes Wasser, und wie soll ich das jetzt beschaffen, ohne daß meine Haushälterin Unrat merkt?“

„Nichts einfacher als das!“ rief Fritz mit großer Freude. „Sag' ihr, ich wollte mich zur Nacht rasieren!“

Nach vielem Quälen und Bitten ließ mein Onkel sich erweichen; holte selbst in aller Stille aus der Apotheke den Rum für seinen armen kranken Freund und bestellte einen Topf Rasierwasser für ihn, und nachdem die Alte zu Bett geschickt war und alle Türen sorgfältig verschlossen, geschah das Ungeheure: im Pfarrhause wurde ein Grog ge-

braut, der an Steifheit nichts zu wünschen übrig ließ, und was schlimmer war, der Pfarrer selbst ließ sich überreden zu kosten; und es mundete ihm, und er trank mit, aber feste; und da saßen die alten Knaben und stießen leise miteinander an und sangen leise ihre alten Studentenlieder und draußen heulte der Sturm und rüttelte an den Fensterladen, und es hatte längst zwölf vom Turm geschlagen, als sie einschliefen.

Als sie am nächsten Morgen auseinander gingen, war der Pfarrer aber doch in etwas niedergedrückter Stimmung. „Das geht wieder vorüber,“ tröstete ihn der Freund. Und so schieden sie in Frieden. — Und nach sechs Monaten, wie der Mai ins Land gezogen war, zog auch der Freund wieder des selbigen Weges und wollte wieder Einfuhr halten bei dem Freunde. Wie erschrak er

aber, als ihm von der ehrfamen Schaffnerin des Hauses die Tür geöffnet ward, und sie ihn mit allen Zeichen der Angst empfang und statt aller Begrüßung nur weinend die Hände vor's Gesicht schlug.

„Nun?“ fragte er bestürzt, „ist mein Freund gestorben?“

„Wollte Gott, er wär's!“ rief sie.

„Wo fehlt's ihm denn?“

Sie tippte sich mit dem Zeigefinger wiederholt auf die Stirn; „verrückt — total verrückt geworden!“ flüsterte sie.

„Aber es war ihm doch gar nichts anzumerken!“ rief der Gastfreund entsetzt; „wie äußert sich das denn?“

„Rasiert sich täglich dreimal!“ rief sie und schlug laut weinend die Hände vor's Gesicht. „O Gott, o Gott! Und er war doch solch braver, guter Herr!“

D' üwertrette Bolzeischtund.*)

Von Friß Romeo-Karlsruhe.

S in Freund von mir mit Name Friß,
Der war enn Mordschweindöder,
Er war enn seeleguter Kerl,
Unn zudem Geometer.

Als Geometer hat er schon
Vom Wein sei Dheil verschtannde,
Der isch e' mol in's Owwerland
Zu Freund unn zu Bekannte.
Mer weiß, wann Bürger aus der Schtadt
E' mol uff's Land nauschprike,
Nord bleibe se beim Schoppe Wein
Galt gar zu gern als sike.

Drumm sikt mei' Friß halt a' beim Wein,
Der war famos gediehe,
Mer hat als glaabt, meim Freund sei Nas
Däht vor Wegeischt' rung glühe.

Er hat e' Nas g'hatt, so e' Nas
Gab ich noch nirgends g'funde.
Die hat ganz g'wiß enn jeder Schluck
Noch extra nachempfunde.

Unn wann er als enn saurer Wein
Uff seiner Zung hat g'woege,
Nord war die Nas ganz dunkelroth
Vor Zorn, unn ganz verzoge.

Doch hat sei Zung enn Schnalzer g'laßt,
Bon wege b'sonder Güte
War d'Nas der reinste Weischschtrauß,
So blau unn voller Blüthe.

So sikt er alsfort bei sein Wein
Dheils scheldend unn dheils lowend,
Uff eimol kommt enn Schanddarm rei'
Unn biet halt Feierowend.

Do hat mei' Friß gedenkt, ach was,
Der hatt mir nig z'befehle,

Im Gegedheil, drumm duht er grad
Enn extra Schoppe b'schtelle.

Do kommt der Kerl zum zweite mol,
Der laßt sich net beirre,
Unn sagt, heim sie vielleicht e' Blei,
Ich muß sie uffnodire.

Er gebt emm richtig a' noch 's Blei
Unn bleibt ganz friedlich sike,
Unn weil die Schpis verbroche war,
Do duht er's a' noch schpike.

Nord gebt er emm sei Name an,
Friß, sagt er, duht ich heiße,
Do werd der grob, der Name Friß,
Der däht ihm nig beweise.

E' G'schlecht muß ich wisse, ihne G'schlecht,
So duhn se net so dämlich!
Jo, laßt mei' Friß denn G'schlecht betrifft,
So isch deß ewe Männlich!

Glei schreibt er in sei Protokoll
Friß Männlich, unns Verbreche,
Hernord verleit der Deliquent
Denn Cerberuß zum Zechen.

Unn wie se fort sinn nach're Schtund,
's war a' vielleicht noch spätere,
Do hat mei' Friß denn Schanddarm g'schtikt,
Unn der denn Geometer.

Der Geometer aber hat
Sein Frühzug net verschlofe,
Er laßt sich, weil er männlich isch,
Doch dofor net noch schtrofe.

*) Mit freundlicher Genehmigung aus Romeo, Pfefferhörer. Humoristische Gedichte in Karlsruher Mundart. — Pforzheim, So kstümliche Bücherei.

Der neue Barbier.

Skizze von Max Wittrich, Freiburg, Brsg.

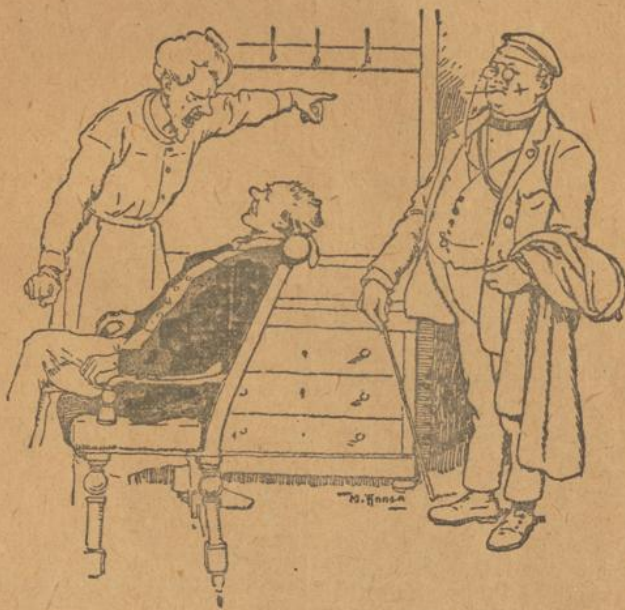
I.

In einer süddeutschen Hochschulstadt, deren alte alma mater in gewaltigen Kellerräumen dem Geist des neuen Weines einen ausgiebigen Tummelplatz gibt und in darüberüberliegenden zahllosen Hörsälen zugleich reichlich anderen Spiritus auschenkt, in dieser Stadt so verschiedenen Ueberflusses war zugleich der Kampf ums tägliche Brot nicht unbekannt. Die Metzger klagten über teure Viehpreise und machten die Enden der Wurst zu intimsten Nachbarn; die Bäcker meinten, zu solchem bißchen Wurst brauche man keine umfangreiche Brotscheibe, und die Brauer klagten über zu geringen Bierverbrauch, weil das nüchternere Gßien nicht genügend Durst gedeihen lasse.

Obwohl die Schaumschläger auf der Bierbank trotz alledem sehr lebendig waren, hatten auch die Barbier ihre Augen auf Halbmaß stehen; die Meister behaupteten, wo das Korn rar sei, habe die Menschheit auch keinen rechten Sinn für Ausrottung der Stoppeln, und wo der Barbier solche unter das Messer kriege, zeigten die Gesichter doppelte Länge bei den bisherigen niedrigen Rasierpreisen. Ohne darüber zu schwätzen, könne man sich also einbilden, wie sehr auch der gedrückte Barbierstand durch der Zeiten Ungunst leide. Ließen sich doch auch manche Leute im Hinblick auf die neuen Steuern den Bart wachsen — damit man nachher

nicht völlig nackt in der Welt des Heulens und Zähneklapperns stehe.

In solchen schlimmen Zeitläufen war ein Jünger der Barbierzunft verwegener genug, sich neben zwei anderen Geschäften seiner Kunst als Dritter von der gleichen Fakultät niederzulassen. Dreist und gottesfürchtig hing dieser Meister Servatius eines Tages die funkelnden großen Beden vor seinen



„Also ich fordere Sie auf, sofort den Stuhl zu verlassen!“
 „Sie unmanierliches Rhinoceros.“

gewerbliche; das eine saß ihm von morgens bis abends auf den Fersen, weil es nicht mehr gut loslassen konnte, das andere blieb spröde, und die Herren „Doktoren“, die stud. jur., theol., phil. usw., fühlten kein Bedürfnis, bei Servatius ihre Karte abzugeben, und bevorzugten ihre angestammten Sitze. Nur einzelne Philister verliefen sich zum neuen Meister, um sich auf seinem einzigen Rasierstuhl niederzulassen, der meist ebenso verwaist war wie das gepolsterte Wartebänkchen an der Wand. Kam aber wirklich einer, so wußte Servatius nicht genügend über das

einige Quadratmeter umfassenden „Salon“ und harterte der Kunden. So sehnsüchtig er aber auch Ausguck hielt vom Mastkorb seiner Hoffnung: am meisten näherte sich ihm ein hübsches Mädchen, das er ebenso waghalsig zu ehelichen gedachte, wie er als junger Meister das geschäftliche Glück an sich reißen wollte. Allein das Glück mit den Böpfen, den Klapperaugen und den rosigten Ohrläppchen war ihm holder als das

Wetter zu sprechen (zu welchem Zweck der Mensch seit Jahrhunderten zum Barbier geht) — infolge eines früheren recht ernstern Zwischenfalles.

Als Gehilfe hatte Servatius einst einem zappeligen Herrn vom Regen gesprochen, der so viel Nässe bringe, als der Herr wie eine Furie aufgesprungen war und den armen Servatius angebrüllt hatte: „Maul halten! Auf das Messer achten! Nicht quatschen! Rasieren!“

Seit dieser Stunde gewaltigen Zornes gab es für Servatius keinerlei Wetter mehr auf der Welt; er vergaß jedoch, welche Massen von Menschen auf so anregenden Unterhaltungsstoff beileibe nicht verzichten mögen, und so empfahlen auch seine paar Philister den redefaulen Meister nicht weiter. Seine Sehnsucht nach der Kundschaft der zu vielen Hunderten am Salon vorbeigehenden „Doktoren“ lebte also doppelt heiß auf.

„Wäre nur erst ein einziger da!“ klagte sich Servatius, und er veranstaltete vor seinem Spiegel schon Proben des festlichen Empfanges: „Rasieren? Sehr wohl, Herr Doktor! Belieben der Herr Doktor Platz zu nehmen! Belieben etwas Spritzen? Etwas Stein? Etwas Frisieren? Etwas Kopfwaschen gefällig? Belieben Brillantine, Cosmétique in den Schnurrbart?“

So wollte er sprechen, und davon abgesehen, ging ihm auch sonst noch dies und jenes durch den Sinn.

II.

Es war nun an einem der nächsten Tage und Servatius schäkerte in der Ladentüre mit Köschen, als ein kecker Studio, die weiße Mütze auf dem Scheitel, das Pärchen anstaunte und, nachdem ihm Köschen fröhlich guten Tag gewünscht hatte, ein bißchen weinlich den Salon betrat, um vor allen Dingen am Garderobenständer den Mantel abzuliegen. Doch gerade kam er über die Schwelle, als sich eine zweite Person eindrängte und sich, ehe sich der Studio niederzulassen vermochte, auf den Stuhl pflanzte und den Kopf zurücklegte:

„Rasieren!“

Servatius sah den „Doktor“ an, holte tief Atem und ging zum andern Kunden: „Bitte aufzustehen! Zuerst der Herr Doktor!“

„Ich hab' eher gegessen!“

„Weil Sie an ihm vorüberrennten!“

„Er soll doch schneller gehen!“

Jetzt wurde Servatius wild: „Also, ich fordere Sie auf, sofort den Stuhl zu verlassen!“

„Da kann ich auch ganz gehen!“

„Immer zu! Ich danke für solche Kundschaft! Mein Salon ist für Herren da!“

Eilig, wie er eingetreten war, ging der Mann schimpfend zur Tür; in seinem Leben gehe er zu solchem Flegel von Bartkrazer nicht mehr!

„Hinaus! Sie unmanierliches Rhinoceros!“ schrie Servatius. Und dann sagte er sanft gemäßigten Tones: „Rasieren gefällig? Sehr wohl! Sehr wohl, Herr Doktor! Belieben, Platz zu nehmen!“

Und während er schabte und teilnehmend nach dem Bedarf von Brillantine, Kosmetik, Spritzen und Stein forschte, hörte er sein Lob singen:

„Donnerwetter, haben ja Proleten schneidig abgeführt! Kolossal kräftig! Unmanierliches Rhinoceros — tadellos! Will mir Zuverlässigkeit merken und Geschäft empfehlen!“

Wirklich rann der Fluß der Kundschaft fortan kräftiger in den Salon, denn cand. jur. Karl Wintermann hatte in seiner Verbindung „Bodania“ von dem ergötzlichen Zwischenfall berichtet und die Trommel für den energischen Schaumschläger kräftig geschlagen.

Allmählich begannen auch die „Spießer“ den natürlichen Takt des Meisters zu empfinden, der schon sein junges Weib im Haus, einen zweiten Rasierstuhl und einen „Stift“ besaß, als das Stiftungsfest der „Bodania“ heranrückte und allerlei alte Herren in den Ort ehemaliger Freuden einzogen, wiederum fidele Stunden zu verleben.

Es war am Abend des zweiten Festtages, die Berge der Umgegend waren bestiegen und mit frischem Pilsener schwemmte man den Geschmack anderer Genüsse hinunter, als der alte Herr Wintermann in heiterer Tafelrunde die „Bodania“ von den Veränderungen der Hochschulstadt seit seiner Studienzeit unterrichtete.

„Das muß ich dir übrigens sagen, Karl,“ schloß er seine Betrachtung und wandte sich an seinen Sohn, den neugeborenen Doktor Karl Wintermann, „so schneidige Barbier, wie deinen Meister Servatius, zu dem du

mich gestern geschickt hast, hats hier zu meiner Zeit noch nicht gegeben."

"Nicht wahr, Papa, ein forscher Schaber!"

"Riesig energischer Mensch!"

"So? Wieder?"

"Trete gerade bei ihm ein, als sich so ein glückschicksloses Individuum eindrängt und sich auf den einen noch freien Stuhl zwängt — gerade mir vor der Nase! Nee, lieber Herr, sagt ihm der Meister, machen Sie mal sofort, daß Sie von dem Stuhl herunterkommen

Sie unma-
nerliches —"

Rhino-

eros!" fiel

ie Tafel-

unde ein.

Stimmen wir!

hat uns un-

ser lieber

Karl schon er-

zählt!"

"Karl, wo-

her weißt

du —?"

Dieser, dem

ist ein Licht

ging, bog

vorwachen

und konnte

nicht gleich

antworten.

"Weil der

Servatius

mir — die

leiche Komö-

die verzapft

hat!"

"— na wart, Alter, — der Witz ist

gar nicht schlecht, aber die Hölle muß ihm

dafür noch heiß gemacht werden."

III.

Als Meister Servatius am folgenden Tage beim Abendessen saß, waren seine

Zähne nicht so schnell wie sonst bei der Arbeit.

"Was hast du, Männle?"

"Merger! Mein Reklametrick ist bekannt geworden. Der Wintermann hat mir die Leviten gelesen — haarig, sag' ich dir, haarig! Weiß der Kuckuck, wer von seinen Bekannten bei mir war — wahrscheinlich ohne Couleur, sonst hätten wir uns doch gehütet, die gleiche Geschichte zu machen. Ich habe höchstens alle 14 Tage einmal meinen Bruder Hermann

hinausge-

schmissen,

wenn er mir

Achtungschin-

den half. Er

hat bei mir

schönes

Trinkgeld da-

mitverdient."

"Als un-

manierliches

Rhinozeros!"

lachte sie.

"Weißt du,

Männle, sich

ein Jahr lang

alle zwei

Wochen Abi-

nozeros nen-

nen und sich

auf die Straße

setzen zu las-

sen — ein

merkwür-

diges Ver-

gnügen bleibt

das doch!"

"Sicherlich! Aber dafür kann er sich auch was darauf einbilden, daß er unser Geschäft während seiner Bummelzeit in Schwung gebracht hat! Und dann: sich einfach auf den Stuhl zu setzen und ohne die Finger zu krümmen, die Leut' einreisen zu helfen, — das soll ihm erst einer nachmachen!"

Die Unterschrift.

In den Kanzleiräumen des Amtsgerichts zu Schlafhausen herrschte die drückende Schwüle der Hundstage. Die Nachmittags-sonne brannte unbarmherzig zu den Fenstern herein und das Thermometer stieg auf

24 Grad Reaumur — in Celsius waren es sogar noch mehr.

Der Kanzlist Theobald Tupsers, der ohnedies im Leben soviel zu kämpfen hatte, kämpfte auch jetzt standhaft gegen die immer

stärker werdende Schlassucht und hielt die schweren Augenlider krampfhaft offen. Als aber vollends noch eine blauschillernde dicke Fliege zum Fenster hereinflog und schläfrigmototon um seine Ohren brummte, da entglitt der schlaffen Hand die Feder, welche er gerade in das große Tintenfaß eintauchte, sein Haupt sank, wie hypnotisiert, willenlos herab und bald verkündeten seine tiefen, regelmäßigen Atemzüge, daß sein Pflichtgefühl unterlegen war.

Die große Brummfliege litt jedenfalls auch unter der Hundstagshitze und lechzte nach einem dem Fliegenrüssel mundenden Raß, und als sich unter dem Einflusse der Hitze und des Schlafes die Stirn und die Nase des Kanzlisten mit kleinen Schweißperlen besetzte, ließ sie sich auf das Kiachorgan nieder. Herrn Zupferls Nerven reagierten sofort darauf, indem seine Hand abwehrend nach der gebitzelten Nase tappte, welche Bewegung allerdings das lästige Insekt entfernte, aber auch das Tintenfaß umwarf, sodaß sich die schwarze Flüssigkeit über die Pultfläche ergoß.

Die Fliege brummte nur, über die Abwehr entrüstet, umso eifriger über dem Haupt des Schreibers und sicherlich hätte der Schlummer desselben nochmals eine Störung erlitten, wenn nicht ein Spatz durchs offene Fenster geflattert wäre, angelockt durch das laute Brummen der Fliege. Er hüpfte, frech, wie man einmal die Spatzen sind — auf das Pult, gerade mitten in den Tintenfler hinein und lauerte auf sein Opfer.

Nicht lange dauerte es, da hatte er auch schon den dicken Brummer im Fluge erhascht und ließ sich nun mit seinen schwarzbestreuten Beinen auf eine am Pultansatz liegende, fein säuberlich geschriebene Eingabe an das hohe königliche Landgericht nieder, um die Beute zu verSpeffen.

Die Sonne neigte sich schon stark gegen Westen, und der Tintenfler war schon längst eingetrocknet, als der Schreiber endlich erwachte. Ein rascher Blick auf die Uhr — Himmel!! Schon fünf! Nun ist der Herr Rat schon fort und die Unterschrift auf der Eingabe an das Landgericht, welche der Amtsrichter als so dringlich bezeichnet hatte, war — verjäumt!

Verzweifelt starrte der Kanzlist auf das Schriftstück. Doch, was ist das, träumte

er?! — Die Eingabe ist ja schon unterschrieben! . . . Herr Zupferl griff sich an den Kopf. Er mußte nun nicht: war er wirklich früher zum Herrn Rat gegangen oder öffnete ihm ein Traumgebilde. Aber nein! Den unleserlichen Namenszug da, diesen großen ungesügigen Haken, kannte er nur zu gut, da gibt's keinen Zweifel. —

„Also doch! Also doch!“ murmelte Herr Zupferl kopfschüttelnd und Invertierte die Eingabe, welche er alsdann selbst zur Post trug. Hierauf eilte er nach Hause, wo schon seit 4 Uhr der Kaffee auf ihn wartete, und überlegte dabei ernstlich die Anschaffung eines Weckers für die Kanzlei. Auf die Frage seiner Frau aber, wo er so lange geblieben, brummte er verdrießlich — wichtig tuend: „Hatte heute wieder schrecklich zu tun!“

Am nächsten Morgen stürzte der Amtsgerichtsant auf Herrn Zupferl zu: „Sie Unglücksmanne, warum haben Sie gestern die dringende Eingabe an das hohe Landgericht nicht angefertigt?“

„Bitte, Herr Rat,“ erwiderte im Ton der beleidigten Unschuld Zupferl, „die Eingabe ist schon expediert, Herr Rat haben das Schriftstück selbst unterfertigt!“

Der alte Herr stutzte. Selbst unterfertigt hatte er also die Eingabe?! hm! hm! Na, es war gestern nachmittags so schwül und er hatte ein kleines Schlafert. . . . da war er ja immerhin möglich, daß er so zwischen der seine Unterschrift draufgesetzt hatte. . . .

„hm! hm! Schon expediert ist sie, mein lieber Zupferl! Konnte mich wahrhaftig nicht darauf erinnern; wissen ja, bin immer so mit Arbeit überbürdet!“

Damit war die Sache erledigt.

Am Landgericht, wo die Eingabe tags darauf eintraf, war nur eine Stimme des Lobes; so schön, so deutlich, wie diesmal hatte sich der Rat von Schlafhausen schon lange nicht unterschrieben! —

Wenn das der Spatz wüßte! A. B.

Merkwort.

Arbeitsfrei machen und nicht sie binden, Zwangsverordnungen beseitigen und nicht neue schaffen, freier Privatwirtschaft die Bahn freimachen und nicht sie bedrohen, der Arbeit wieder Lohn geben, aber das Sprichwort wieder zu Ehren bringen: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen“, das ist die Aufgabe unserer Zeit.

(Walter Lambach in „Deutsche Handelskarte“.)